



FLUGSCHRIFTEN ARCHIV DER ZUKUNFT

ULRIKE KEGLER

Wo sie wirklich
lernen wollen
7 Jahre Jugendschule
Schlänitzsee

BELTZ

Leseprobe aus: Kegler, Wo sie wirklich lernen wollen, ISBN 978-3-407-22304-3

© 2014 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-22304-3>

Eine Schule der Verwandlungen

Vorwort von Reinhard Kahl

Für Schülerinnen und Schüler in der Pubertät eine Woche im Monat keine Schule!

Genauer: Keine Schule im Sitzen. Keine, die sich im Zuhören und im Erfüllen von Hausaufgaben erschöpft. Keine, die dazu führt, dass häufig gar nicht gelernt, sondern nur so getan wird, als ob gelernt würde, und dann unverständenes Wissen nach den Prüfungen gleich wieder entsorgt wird. Keine Schule, deren Hauptfach »Irgendwie Durchkommen« heißt und deren wirksamste Übungen solche im Bluffen sind.

Vor allem keine Schule, die diese Kinder, die nun so sehr damit beschäftigt sind, Jugendliche zu werden, langweilt und ihnen gegen den Strich geht.

Aber muss Schule nicht gegen den Strich gehen?

Doch. Auch. Aber anders.

Darum geht es in dieser Flugschrift von Ulrike Kegler.

Schüler in der siebten und achten Klasse der von ihr geleiteten staatlichen Montessori-Oberschule in Pots-

dam sind eine Woche im Monat am wenige Kilometer entfernten Schlänitzsee. Sie kultivieren das Gelände eines ehemaligen Ferienheims der Stasi. Sie arbeiten, lernen und denken. Sie pflanzen, bauen und kochen. Sie planen, entscheiden und handeln. Nicht alles klappt auf Anhieb. Sie lernen ja. Es zeigt sich, dass sie Aufgaben wollen, nicht bloß Schulaufgaben. Herausforderungen! Sie sehnen sich nach etwas, das größer ist als sie selbst: die Welt. Sie beginnen etwas zu wollen und hören auf, widerwillig zu fragen, was sie denn noch alles tun müssten. Beobachter trauen ihren Augen nicht. Und noch spannender wird es, wenn man sieht, wie das »Schlänitzseeprojekt« seit 2008 langsam die ganze Schule verwandelt. Langsam. Es geht in die Tiefe.

Die Schüler erfahren am eigenen Leib, mit ihren Händen, im Kopf und auch in der Seele die Widerständigkeit der Welt. Die geht ihnen auch gegen den Strich. Aber den Widerstand der Gegenstände verwandeln sie in die Erfahrung ihrer Wirksamkeit. So entsteht Resonanz! Der Soziologe Hartmut Rosa schreibt, »dass menschliches Leben dort gelingt, wo Subjekte konstitutive Resonanzerfahrungen machen, dass es dagegen misslingt, wo Resonanzsphären systematisch durch stumme, das heißt rein kausale oder instrumentelle Beziehungsmuster verdrängt werden«.

Am Schlänitzsee kann man beobachten, wie Resonanzverhältnisse entstehen. Man erkennt, was sie von schlichten Belohnungen durch Zensuren oder gezielt

eingesetztem Lob unterscheidet. Die Welt wird weit und sie wird im Kleinen wichtig. Dann ist kaum noch etwas egal. Das ist ja das empörende Ergebnis nach vielen Jahren Schule, dass vielen Kindern und Jugendlichen das, was ihnen dort begegnet, gleichgültig und immer gleichgültiger wird. Ein Schrumpfen der Resonanz. Ein Verstummen. Ein Verknorpeln des Lebens zum Überleben.

Kinder, schrieb Goethe, brauchen Wurzeln und Flügel. Für Jugendliche und selbst für Erwachsene gilt dasselbe. Goethes Satz stammt aus alter persischer Tradition. Was er heute bedeutet, kann man am Schläntzsee beobachten. Es braucht einen einmaligen und bedeutsamen Ort, um Wurzeln zu schlagen. Ohne diese Sicherheit und Heimat werden kaum Flügel wachsen.

Es wird Zeit, sich von den vielen, zum Teil hektischen und kurzlebigen »Reformen« zu verabschieden und über tiefer gehende und von innen kommende Verwandlungen der Schulen nachzudenken. Dieser Wandel beginnt damit, aus dem Leiden an der stumpfen Schule Leidenschaft für die Weitung von Resonanzräumen – inneren und äußeren – zu machen. An der Arbeit und der Person von Ulrike Kegler kann man diesen Übergang beobachten. Dafür waren und sind allerdings Ermunterung und Unterstützung von außen nötig. Gute Schulen brauchen eine wohlwollende Gesellschaft. Gesellschaft heißt in diesem Zusammenhang Umgebung, nicht »die Gesellschaft«, die für alles

verantwortlich gemacht wird. Ohne diese freundliche Umgebung wäre das Schlänitzseeprojekt nicht möglich geworden.

Das Wort »Verwandlungen« häuft sich in diesen Überlegungen. Es verhält sich mit diesem Wort wie mit dem Fraktal in der neueren Geometrie. Fraktale sind sich wiederholende, selbstähnliche Formen. Die Selbstverwandlung der Institution und die Wandlungsfähigkeit der Schüler – und auch die der Lehrpersonen – bedingen sich und schwingen sich gegenseitig auf.

Hingegen wirkt das von oben kommende Hü und Hott der »Reformen« ermüdend. Es ist auch entwürdigend und verbreitet statt des Elans eher Dienst nach Vorschrift. Der französische Philosoph Michel Serres spricht vom Pflaster am Holzbein. Ein starkes Bild. Vor allem wenn es weniger um die lächerlichen Pflaster geht als darum, auf Prothesen zu verzichten.

Wie gesagt, am Schlänitzsee lernen und arbeiten eine Woche im Monat alle Schülerinnen und Schüler aus den siebten und achten Klassen. Ulrike Kegler und ihre Kollegen sind auf der Suche nach einer der Pubertät angemessenen Schule. Pubertät?

Man fragt sich, warum diese Lebensphase so vielen Eltern und Lehrern wie eine Krankheit vorkommt, die möglichst schnell vorübergehen oder gar übersprungen werden sollte. Ein Störfeuer in der so genannten Bildungsbiografie, die geradlinig sein soll. Dabei ist die Pubertät doch eine zweite Chance. Die Kindheit wird

verabschiedet und zugleich meldet sich das Kind, wenn man es denn zulässt, erneut zu Wort. Pubertät ist die Chance zur Transformation der Kindheit als Lebensphase in das »ewige Kind«, eine Haltung, von der Albert Einstein sprach. Er hatte auf die Frage nach Erklärungen für seine Leistungen geantwortet, »dass ich immer das ewige Kind geblieben bin«. Das ist es!

In ihren Initiationsritualen zeigt die Gesellschaft, wer sie ist, was sie will und welche Haltung sie weitergeben will. Die Erwachsenen signalisieren den Jungen, was sie von ihnen erwarten. Laden sie die Neuankömmlinge ein oder erklären sie diese erst mal als verdächtig und nur unter bestimmten Bedingungen akzeptabel?

Der Eintritt der Jungen ist aber auch eine Chance zur Erneuerung der Gesellschaft.

Die Art der Initiation entscheidet darüber, ob jemand bereit sein wird, ein eigenes Leben zu wagen, oder aber, ob er oder sie sich lieber auf Zauberdinge und Fetische stützen will. Begnügt sich jemand damit, gut zu funktionieren, oder will er aus dem, was nun mal so ist, wie es ist, etwas Gelungenes machen? Verlangt jemand nach seiner Initiation, dass man ihm oder ihr sagt, was zu tun ist, oder fängt man an, Eigenes zu wollen und zu verwirklichen? Lässt sich jemand von seinen Kohorten vorgeben, was gut zu finden ist und wobei man mitzumachen hat, oder vertraut man sich und seinem Eigensinn und wird dabei selbstkri-

tisch? Weil jeder mit seinem Eigenen einsam ist, kommt es für dieses Wagnis sehr auf das Versprechen von Zugehörigkeit und – oder sagen wir es etwas pathetisch: auf Heimat – an. Und vor allem darauf, dass dieses Versprechen auch gehalten wird.

All das wird in der Pubertät nachhaltiger modelliert als in jeder anderen Lebensphase.

Die Initiation der Jugendlichen ist etwas anderes als die Erziehung der Kinder. Sie läuft über Rituale, die von den Mitgliedern der Gesellschaft gewöhnlich gar nicht als solche erkannt werden. Es bilden sich Haltungen. Ist es nicht merkwürdig, wie wenig Aufmerksamkeit der Initiation und ihren Folgen gegeben wird und wie sehr gerade die Fünfzehnjährigen getestet, geprüft und beurteilt werden? Pisa zum Beispiel vermisst die Fünfzehnjährigen. Aber wer kommt mit ihnen ins Gespräch?

Ist es nicht viel wichtiger, nach welchem Muster sich das Verhältnis der Jugendlichen zu sich selbst bildet und welches Verhältnis zur Welt sie dabei gewinnen, als wie gut sie Multiple-Choice-Fragen beantworten? Oder gehört das Ankreuzen dieser Fragen zum Initiationsritual? Wird jemand die Welt bloß als eine Menge von Ressourcen nutzen und verbrauchen oder sie so sehr lieben, dass er sie kultivieren will? Die Welt ist immer das Nächste und zugleich der weite Horizont.

Wer seine Innenbeleuchtung einschaltet, erinnert sich, was alles in dieser Lebensphase der Verpuppun-

gen dem herkömmlichen Schulbetrieb entgegensteht. Es kommt eine enorme Neugier auf sich selbst auf. Und mehr noch Neugier auf die Gleichaltrigen. Eltern und andere Autoritäten verlieren an Aura. Neulust, das ist vielleicht ein besseres Wort für Neugierde, Neulust auf die Welt wird wie ein Bogen gespannt. Die Jugendlichen wollen raus in die Welt. Aber wo ist sie? Und dann sagt die übliche Schule, dass jetzt erst mal der Stoff durchgenommen werden muss und dass natürlich alles andere zurückstehen muss.

Hören wir dazu die Hamburger Schülerin Yakamoz Karakurt. Mit fünfzehn schrieb sie ihre Gedanken zur Schule auf. Der Aufsatz gelangte in die Redaktion der *ZEIT* und wurde unter der Überschrift »Mein Kopf ist voll« veröffentlicht. 14 Fächer hat Yakamoz. Sie verbringt mehr als 35 Stunden die Woche in der Schule. Und danach ist die Schule noch nicht vorbei. Aber sie kann sich von dem vielen Stoff immer weniger merken. Dabei ist sie eine gute Schülerin. Sie hatte an die Schule geglaubt und sich angestrengt. Nun beobachtet sie, wie sie diesen Glauben verliert, wie sie irgendwie verdorrt. Sie hat kein Hobby mehr, schreibt sie, kein eigenes Leben. »Die Schule raubt mir das Wichtigste, was ich habe, meine Kindheit.«

Schüler mit 14 Fächern managen sich wie Betriebswirtschaftler ihrer selbst. Das geht nur, wenn ihnen die »Inhalte« äußerlich bleiben. Das ist eine Überlebensstrategie. Wie wäre es hingegen, sich für etwas ent-

scheiden? Nicht nötig, sagt die Schule. Wählen, was zu einem passt? Nicht vorgesehen, murmelt die Gesellschaft. Was wird dabei aus dem Genie, das in jedem steckt? Das »ewige Kind« wird abgetrieben. Fast unmöglich, so sein Ding zu finden. Kein Wunder, wenn die meisten Schulabsolventen nach den vielen Jahren nicht wissen, was sie wollen, sich nicht entzündet haben und abgestumpft sind.

Dabei wäre nicht viel mehr als die Entdeckung des Selbstverständlichen nötig. Am Schlänitzsee ging mir ein Licht auf. Mathias Peeters ist eine der Seelen des Projekts. Er ist von Haus aus Landwirt. Von ihm lernen die Schüler (und auch die Lehrer), wie man mit dem Boden umgeht, wie man pflanzt und vor allem, dass man die Natur nicht straflos ausbeuten oder knechten kann. Ich habe Mathias Peeters gefragt, was ihm an den Jugendlichen am See auffällt. »Aufrichtige Anteilnahme«, war seine Antwort, und nach einer kleinen Pause: »Auch aufrichtige Nichtanteilnahme.«

Eigentlich liegt es auf der Hand, dass aufrichtige Anteilnahme an die Möglichkeit zu aufrichtiger Nichtanteilnahme gebunden ist. Es gibt kein Ja, wenn das Nein nicht möglich ist. Das ist vielleicht der größte Skandal, dass Schüler diese Wahl gewöhnlich überhaupt nicht haben. Ein aufrichtiges und ernsthaftes Nein zu der einen oder anderen Veranstaltung der Schule scheint gar nicht denkbar. Und so welkt auch das Ja dahin. Immer nur müssen. Kaum wollen. Ob-

wohl es gewiss keine Absicht ist, die Jugendlichen zu schwächen, läuft es genau darauf hinaus. Aber Stärken sollten doch das Ziel jeder Initiation sein!

Was wäre das für eine Schule, in der die Jugendlichen nein sagen dürfen? In der sie lernen, zu unterscheiden und sich zu entscheiden? Eine Schule, in der nichts egal sein sollte!

Draußen am Schlänitzsee und drinnen in der Montessori-Oberschule in Potsdam entsteht eine Schule, in der nichts egal ist, eine Jugendschule. Jugendschule? Neue Ideen beginnen mit Abgrenzungen. Mit der Kindheit sollte auch die Kinderschule zu Ende gehen. Eine andere Choreografie des Lernens sollte beginnen. Kinderschule und Jugendschule, das ist eine Unterscheidung, die bisher nicht üblich war.

Was haben wir nicht alles für Schultypen? Neben den Containern des fragmentierten Schulsystems gab es in den letzten Jahren lauter Umtaufungen und »Reformen« zu Sekundarschulen, Oberschulen, Gemeinschaftsschulen, Regional- oder Stadteilschulen. Solche Namensänderungen sollten schon immer Ratlosigkeit verschleiern. Als die Volksschule aufhörte, eine solche zu sein, nannte man sie Hauptschule, was sie nie wurde. Denn natürlich war das Gymnasium die richtunggebende Schule. Als das Wort Hilfsschule peinlich wurde, sagte man erst Sonderschule und dann Förderschule. Und auch »eine Schule für alle« ist nur ein Slogan. Jede Schule sollte einen Namen haben. Damit be-

ginnt ihre Würde. Einen Namen haben, nicht nur einen Vornamen! Also nicht Albert-Schweitzer-Gymnasium, einfach nur Albert-Schweitzer-Schule. Die Schule sollte ein institutionelles Individuum sein. Sie sollte eine Geschichte sein, nicht nur eine haben.

Weil man in den deutschsprachigen Ländern immer so sehr damit befasst war, die Schulen nach der Grundschule in eine Hierarchie zu bringen, die man gegliedertes Schulwesen nannte, wurde man für den wichtigsten Unterschied ziemlich blind: den zwischen Kindern und Jugendlichen. Und blind ist man auch für die Übergänge von der Kindheit zur Jugend und zum Erwachsenwerden.

Am Schlänitzsee wird nun ein starker Anfang mit einer Jugendschule gemacht. Dieser Anfang kommt nicht vom Schreibtisch, sondern aus der Intelligenz der Praxis. Das ist neu. Das ist der Weg!